

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Ettlinger Zeitung. 1949-1973 1952**

22 (26.1.1952) Der Sonntag

# Der Sonntag

## In Schauen und Sinnen verloren

Geschichte einer Heimkehr / Von F. Wilkens

Regina muß wieder her, mit den anderen Mädels ist nichts anzufangen, rie' der Koch in einem Gasthaus der Stadt B., wo am Fenster ein weißes Schild mit der Aufschrift: „Mittags-tisch von 12 bis 2 Uhr“ hing.

„Regina habe ich nach unten in den Spülraum befohlen“, sagte der Chef verärgert, „das Mädchen ist widerspenstig wie —“

„Das schon, aber ihre Arbeit versteht sie, und mit den Gästen weiß sie umzugehen“, beharrte der Koch.

So lief das schlanke junge Mädchen mit dem trotzigen, etwas verhärmten Gesicht bald wieder zwischen den braunen Eichenstischen hin und her, bediente die Gäste und lachte in der Küche ihr spöttisches Lachen, durch das doch eine leise Hilflosigkeit klang. Regina war Waise und hatte einen notdürftigen Unterschlupf bei Verwandten gefunden.

Es war im Winter 1913/14. Also Krieg, Alarmgeheul und Bombenabwürfe — Einen Krieg im besonderen gab es auch oft zwischen dem Servierfräulein Regina und Herbert, dem Koch. Mit überlegener Miene ging der letztere meistens als Sieger daraus hervor. Und eines Tages sagte eine der sonst noch im Gasthaus beschäftigten Frauen zu einer Kollegin: „Wissen Sie daß Regina und der Koch sich einig sind und bald heiraten werden, da der Koch jeden Tag mit seiner Wiedereinberufung rechnet?“

Hellauf lachte die so Angesprochene. „Die beiden und heiraten? Im Leben nicht Wer hat Ihnen denn das Märchen aufgebunden?“

„Kein Märchen!“  
Es war wirklich so.

Als ein reinblauer, ferner Himmel über der Erde stand und in den Stadanlagen trotz Krieg, Verwüstung und Grauen herbarzte Blüten sich Blumen und Sträuchern entranzen da deckte ein weißer Schleier das gelblich schimmernde Haar Reginas. Und ihr leises und des Mannes lautes, festes „Ja“ klangen durch die dämmernde Kirchenhalle.

Im Juli mußte Herbert Abschied nehmen von seiner jungen Frau.

Nach einer Woche legte der Postbote den ersten Brief in die Hände der jungen Frau. Monat um Monat verging, und unter den vielen Feldpostsendungen zwischen den Soldaten und der Heimat gingen auch die Briefe mit Reginas zierlich geformten Buchstaben und Herberts energischer Schrift hin und her. Und einer von diesen Briefen trug eine geheime und frohe Nachricht von der nordischen Stadt zum Westen hin, wo Herbert eingesetzt war.

„Wenn Weihnachten vorüber ist, werden wir bald zu zweien auf deine Heimkehr warten“, schrieb Regina. Da erfüllte Sorge und Glück zugleich das Herz des Soldaten, und sein geheimes Ahnen bestätigte sich.

Weihnachten ging vorüber, und bald beehrte schon der Gedanke an den Lenz wieder die vom Krieg überlebte Erde. Da hielt Regina an einem ungewöhnlich stillen und friedlichen Tag ein Kind in den Armen, ein kleines Mädchen. „Es sieht ganz dem Vater ähnlich.“ Einmütig fanden es die Nachbarn und Verwandten. „Wenn doch sein Vater hier wäre!“, dachte die junge Mutter, und wie so oft gingen ihre Gedanken suchend über Stadt und Land und halfeten irgendwo in weiter unbekannter Ferne.

Regina hatte Glück. Bei den letzten Kriegsereignissen wurde ihre kleine Wohnung stark beschädigt, doch nicht völlig zerstört.

Klein-Berta war drei Monate alt, als ein Mann, braungebraunt, zerlumpt und unbeholfen an ihr Bett trat. Herbert war es unter mühseligen Entbehrungen und Strapazen gelungen, den Würrer zu entkommen um zu Weib und Kind zu gelangen. Noch ganz benommen von dem plötzlichen Wiedersehen stand Regina an seiner Seite.

Sie erschien anders — die beiden Menschen, anders als vor einem Jahr. Die Sorge und das einsame Bangen um sein Glück, das fern in der Heimat selbst in steter Todesgefahr war, hatten den überlegenen Ausdruck aus dem Gesicht des Mannes genommen. Lange, geduldig ertragens und durchwartete Monate hatten den Spott von den Lippen der Frau geschwächt.

Herbert beugte sich über das Bett. Sein Kind! Zaghaft nahm er eines der kleinen Händchen und legte es in seine schwielige Rechte. Regina beugte sich kosend herab, und der Anflug eines Lächelns huschte über die runden Bäckchen der Kleinen, nun es die Mutter über sich geneigt sah. Der Mann schaute wie gebannt auf das zierliche Gebilde in seiner Hand. Fünf Finger, dünn und zart wie Blütenstengel. Mit winziger Kraft umschlossen sie einen Daumen, den er ihnen spielen ließ. Er suchte mit den Augen die Blicke seines Kindes zu erhaschen und festzuhalten. Doch sie glitten von ihm ab und hingen ziellos in dem weißen Licht, das durch die paar heißen Fensterscheiben fiel.

„Hilfloses Wesen“, ging es durch des Mannes Sinn, und ein zartes Mitleid rührte ungewohnt und beglückend an ihm, den vielfach erlebten Elend abgestumpft hatte. — Hilfloses Wesen! Langsam, langsam dämmerte es, wie aus selbigen Traumland kommend, dem Leben entgegen.

Herbert sah die feinen Härchen sich um die schmale Stirn legen, darunter die sanfte Wölbung der Augenhöhlen. Staunend formten sich die Gedanken des Mannes. Was ihm immer selbstverständlich erschienen war, keiner weiteren Beachtung wert, bei seinem eigenen Kinde stand er bewundernd davor und schaute, wie sich Teilchen um Teilchen zusammenfügten zu dem von Gott erschaffenen Kunstwerk „Mensch“.

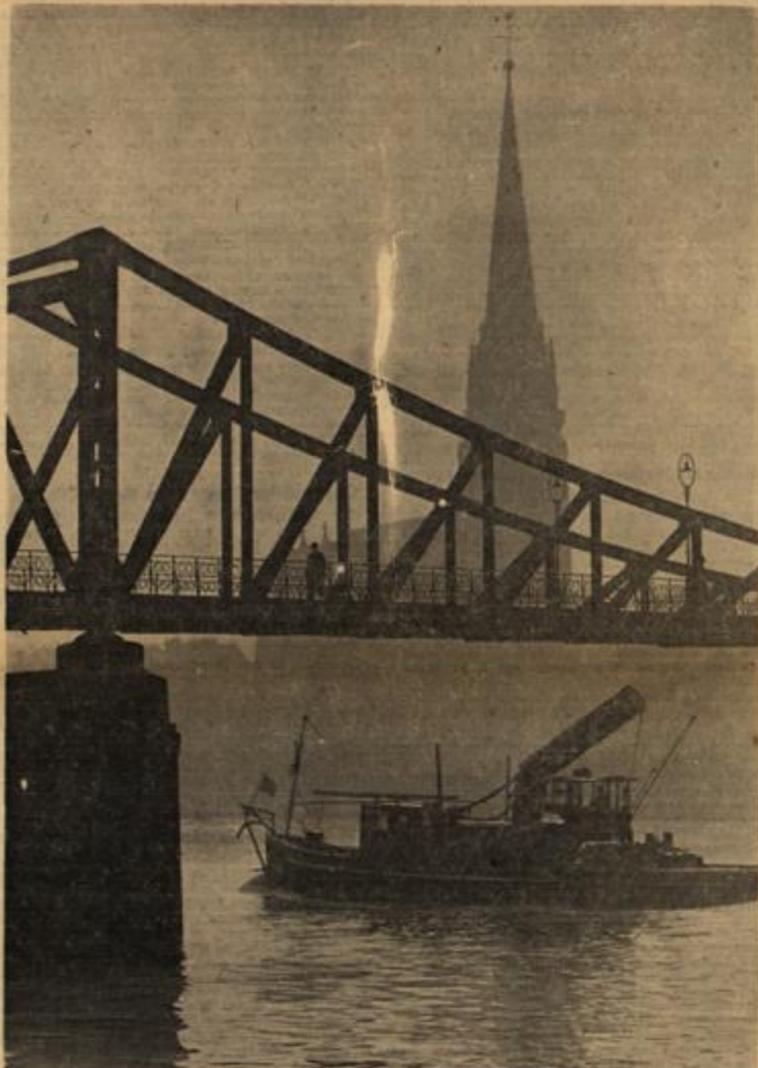
Herbert stand in Schauen und Sinnen verloren, und das ganze trostlose Unglück seiner Zeit fiel von ihm ab, versank. Lebenswille tastete in ihm empor und durchpulste seinen

müden Körper. Wohlthuend umflügeln ihn die Gewißheit, daß trotz der Wirren, welche die Menschen sich schufen, Gottes Güte waltete. Fort und fort griff sie helfend und gutmachend ein in zerstörte Menschengeschicke.

Weiß und blendend fiel der Sonnenschein, über Trümmerfelder herabgleitend, durch die Scheiben. Aufgerichtet stand nun der Mann. Sein Blick ruhte auf der Wiege mit dem Kind und der Frau, die sich darüber neigte, Mutter und Kind. Ihm anvertrautes Gut, von ihm selbst auch geschaffenes Sein und Glück. Be-

hutsam, wie ein kostbares Geschenk nahm er diese Erkenntnis in sich auf. Sie hob ihn zwingend empor über die Erschöpfung von Körper und Seele.

Warm rieselte der Sonnenschein in den Raum. Das Kind blinzelte mit den Augen und seine Hände tasteten ungeschickt im Licht. An der Katastrophe im Weltgeschehen, die gerade vorübergegangen war, hatte es keinen Anteil. Vor kurzem erst war es in diese Welt getreten, und in ihm schlummerten viele Keime zum Großen und Guten.



DURCH DEN VORHANG DES NEBELS GESEHEN

Der Nebel ist ein großer Künstler. Er verleiht den Dingen in der Natur da draußen den Schimmer der Unwirklichkeit. Dichter und Philosophen regte er zu tiefgründigen Betrachtungen an. Die großen Mystiker des Mittelalters nahmen ihn gern als Beispiel, wenn sie darlegen wollten, daß wir die jenseitige Welt des Glaubens hienieden mit unseren sterblichen Augen nur „wie durch einen Nebelschleier“ zu sehen vermögen. — Der Main bei Frankfurt.

## Ein Mann steht vor der Tür

Wie sollen wir mit Bettlern umgehen? / Von P. Baudis

Es klingelt, draußen steht ein Mann, den Kragen seines alten Soldatenmantels hat er hochgeschlagen, den Kopf hat er gesenkt und murmelt sein Sprüchlein. Nur Bruchteile sind verständlich: „Ostzone, keinen Zuzug, arbeitslos.“ Oder: „Fremdenlegion, verwundet, entlassen, auf der Suche nach Arbeit.“

Wir kennen es ja alle und stehen nun im Augenblick vor einer Entscheidung: „Was sollen wir tun? Ihn einfach wegschicken und sagen, daß wir unseren Beitrag einem Wohlfahrtsverband zukommen lassen, der uns dafür garantiert, daß er an die richtigen Leute kommt? Oder sollen wir in die Tasche greifen, ihm eine Münze in die Hand drücken und ihn weiter ziehen lassen zu anderen Türen?“

Jedemal befinden wir uns in einer unangenehmen Zwangslage.

Wir müßten mal „Verhaltensregeln für den Umgang mit Bettlern“ bekommen. Bei Polizei und Behörden wollen wir uns diese aber nicht holen. Denn für die staatlichen Organe steht fest: Wir sind ein Staat mit geordneter Armenfürsorge. Wer ordentliche Papiere hat, für den wird gesorgt auf irgendeine Weise. Alle anderen sind asoziale Elemente, denen ist nicht zu helfen. Das ist Barmherzigkeit am falschen Platze.

Wir haben dieses Vertrauen nicht so ganz. Gewiß sind wir dankbar dafür, daß unsere Fürsorge beachtlich weit ausgebaut ist. Aber Gesetze und Verordnungen sind immer weitmaschig und es gibt nun einmal Lücken, in die ein Mensch hineingedrückt werden kann.

Er gerät dann in einen Mahlstrom, aus dem er nicht so leicht wieder herausfindet. So ein Teufelskreis besteht z. B. für manche Illegale aus der Ostzone: Keinen Zuzug und keine ordentlichen Papiere, weil keine Wohnung. Keine Wohnung, weil keine Arbeit. Keine Arbeit, weil keine richtigen Papiere. Damit ist der Kreis geschlossen aus dem es keinen anderen Ausweg gibt als die Straße.

Nun will ich aber in aller Bescheidenheit — denn ich gehöre zu denen, die auch schon so manchemal einsehen mußten, daß sie betrogen wurden — versuchen, ein paar Verhaltensregeln im Verkehr mit den „Brüdern von der Landstraße“ zu schreiben:

Erstens: Dein Gewissen hat recht — gegen alle Bedenken deiner Vernunft — wenn dir dein Abendessen nicht schmecken will, nachdem du einen kurz von der Tür gewiesen hast.

Zweitens: Die Pfennige, die du ihm vielleicht in die Hand gedrückt hast, ergeben auch noch kein sanftes Rubelkissen für dein Gewissen. Mit 50 zu 50 ist zu rechnen, daß du falsch geholfen hast. Es soll ein Wort Christi geben, eines, das nicht im Evangelium steht, sondern mündlich überliefert wurde: „Laß dein Almosen schwitzen in deiner Hand.“

Drittens: Wenn ein Armer — ein echter oder unechter — vor deiner Tür steht, dann ist er vorerst einmal für dich ein „Bruder Mensch“. Wenn er an deine Tür klopft, klopft er auch an dein Herz. Du kannst dich ihm verschließen. Ein Geldstück kann zu einem Stachelndraht werden, mit dem du dich absperrst.

## Schlecht gelaunt...

Eine üble Charaktereigenschaft

„Ich bin in einer Laune...“ Jeder wird sofort wissen, was das heißt. Doch niemand erkennt die Gefährlichkeit dieses Satzes. Und keiner weiß, was für eine Biöble er sich durch das flüchtige Hinwerfen der 3 kurzen Worte gibt.

Laune — was ist das überhaupt? Ist es eines Menschen würdig, von Laune zu sprechen? Dürfen wir uns in einer so harten Zeit, wie es die ist, in der wir leben, von Stimmungen abhängig machen?

Launisch sein, heißt nichts anderes, als sich nicht in der Gewalt haben. Sie ist eine seiner schlimmsten Schwächen.

Man kennt die Launen eines Tieres. So weiß man sehr gut, daß man einen Hund nicht reizen darf, wenn er mit seinem Knochen beschäftigt ist. Dann wird er wütend und möchte am liebsten zubeißen. Der Dompteur hat oft genug mit den Launen und Schrollen seiner Tiere zu tun, die ihm in diesen Augenblicken ganz besonders viel zu schaffen machen.

Aber die Menschen, kultivierten Personen, sollen Launen haben und sich keineswegs darin von den Tieren unterscheiden?

Gewiß, der Mensch ist wie jedes Geschöpf Stimmungen unterworfen. Doch nie sollte er

~~~~~

### Nebelabend

Graugehüll wagt Nebel her,  
Die Dinge lösen sich gestaltet,  
Vertraute Welt entgleitet halbtot,  
Wie überspült von trübem Meer.

So unbegreiflich wie im Traum  
Schwankt alles taqgewohnte Wesen.  
Sich von dem dumpfen Bann zu lösen  
Drängt Sehnsucht aus dem Nebelraum.

Der Weg erloschen und verwischt,  
Am Himmel nur mit blassen Leuchten  
Ein Stern, der noch den Leuchten  
Dunkelsten Nebelbann durchbricht  
Wie Bote einer Welt von Licht.

JOACHIM HALPEN

~~~~~

sich zu sehr unterkriegen und von seinen Launen beherrschen lassen. Launenhafte Menschen sind unglückliche Wesen. Sie haben ein schweres Joch zu tragen und sind nicht ihre eigenen Herren. Alles wird ihnen fehlschlagen, nichts mag gelingen.

Unter den Launen anderer hat der Mitmensch zu leiden. Meistenteils wird er nichts sagen und nur still zu allem sein. Er wird sich hüten, den Launenhaften zu reizen, denn er fühlt, daß dieser schon schlimm genug gestraft ist und für sich allein gelassen werden muß. Was für schwere, seelische Belastungen die Laune mit sich bringt, dessen sind sich wohl die allerwenigsten bewußt. Jede Laune, die gute wie die schlechte, ist Sünde an uns und den andern. Wir Menschen sollten uns so weit im Zaume haben, daß wir uns den Launen nie und nimmer unterwerfen. Dazu müssen wir uns gar nicht gering genug sein.

Es stimmt, wenn gesagt wird, daß Launen alt und häßlich machen. Und wer möchte das sein? Darum hüten wir uns doch ja vor dieser Erfindin unseres Daseins. Wie schnell wird uns, alles so grau und unschön. Wie anders ist es, wenn wir als stolze, aufrechte Menschen unseren Weg gehen, unbekümmert und freudig.

„Ich bin in einer Laune!“ Vielleicht hat es mancher heute auch schon aus eigener Ueberzeugung zum letzten Mal gesagt. Dann ist er klüger geworden als die, die ihr ganzes Leben abhängig machen von dieser dreimal zu verabschwendenden Laune.

~~~~~